

# Über das notwendig schlechte Image der Journalisten

Von Horst Pöttker\*

## Abstract

Das gesellschaftliche Ansehen der Journalisten ist seit jeher gering. Das hängt (auch) mit ihrer beruflichen Aufgabe zusammen, Öffentlichkeit herzustellen. Laster wie Opportunismus, Voyeurismus und Destruktivität, die Journalisten oft vorgeworfen werden, erscheinen im Hinblick auf diese Aufgabe als professionelle Tugend. Eine so verstandene Professionalität findet ihre Grenzen in der allgemeinen Moral.

Zu den Rahmenbedingungen journalistischer Kultur gehört, daß das Image des Journalistenberufs relativ schlecht ist, seitdem es diesen Beruf gibt. International vergleichende Studien dazu sind mir kaum bekannt. Nützlich wäre vor allem eine empirische Überprüfung der These, daß das geringe Ansehen der Journalisten dort noch am höchsten ist, wo die Bevölkerung am meisten Verständnis für ihre professionelle Aufgabe hat, Öffentlichkeit herzustellen.

Von jemandem, der selbst Journalist und Journalistenausbilder ist, mag man erwarten, daß er zu zeigen versucht, wie unberechtigt die Geringschätzung seiner Profession ist, daß er argumentiert: Wir Journalisten sind gar nicht so schlimm, wie man uns einschätzt. Diese Erwartung erfülle ich nicht. Meine These ist vielmehr: Ja, wir Journalisten sind ziemlich schlimm. Denn unsere berufliche Aufgabe bringt es mit sich, daß wir schlimm sein müssen.

"Schlimm" ist dabei ein Urteil, das zustande kommt, wenn Maßstäbe der allgemeinen Moral angelegt werden. In einer allgemeineren Form lautet meine These, daß zwischen der allgemeinen Moral und dem journalistischen Berufsethos eine Grenze verläuft, ja eine Kluft sich auftut, auch wenn die allgemeine Moral mit ihren universalen Werten und Normen als eine wichtige Rahmenbedingung journalistischer Kultur berücksichtigt werden muß. Darauf komme ich am Ende.

## 1. Tradition und Facetten der Journalistenschmähung

Es läßt sich recht gut belegen, daß das gesellschaftliche Ansehen von Journalisten zumal in Deutschland seit jeher niedrig ist. "Der Verberuflichungsprozeß, der [...] im Journalismus abgelaufen ist, hat am Tatbestand des relativ geringen Sozialprestiges [...] wenig geändert, wie auch die regelmäßig von den Meinungsforschungsinstituten zusammengestellten

---

\* Dr. Horst Pöttker ist Professor für Theorie und Praxis des Journalismus am Institut für Journalistik der Universität Dortmund.

Bewertungsrangfolgen ausgewählter Berufe dokumentieren" (Weischenberg 1995, S. 435). 1993 wurde bei einer Allensbach-Bevölkerungsumfrage der Journalismus nur von 17 Prozent als einer der fünf am meisten geschätzten Berufe genannt. Immerhin noch knapp vor den Politikern, aber beispielsweise weit hinter den Ärzten (79%), Pfarrern oder Rechtsanwälten (Noelle-Neumann/Köcher 1993, S. 659).

Immerhin scheint auch in Deutschland das Verständnis für die Profession und ihre Aufgabe allmählich zu wachsen (Pürer 1997, S. 99f). Jedenfalls werden Journalisten von jüngeren Leuten weniger abschätzig betrachtet als von älteren, und vieles spricht dafür, daß das Sozialprestige des Journalismus Anfang des 20. Jahrhunderts noch niedriger war als heute. Max Weber, der sich 1919 vor Münchner Studenten in seinem berühmten Vortrag nicht nur mit der "Politik", sondern auch mit dem Journalismus "als Beruf" befaßt hat, drückt sich an diesem Punkt auffallend drastisch aus:

"Der Journalist [...] gehört zu einer Art von Pariakaste, die in der 'Gesellschaft' stets nach ihren ethisch tiefstehenden Repräsentanten sozial eingeschätzt wird. [...] Daß eine wirklich gute journalistische Leistung mindestens so viel 'Geist' beansprucht wie irgendeine Gelehrtenleistung [...], und daß auch das Verantwortungsgefühl jedes ehrenhaften Journalisten im Durchschnitt nicht im mindesten tiefer steht als das des Gelehrten: – sondern höher, [...] wird fast nie gewürdigt [...] Die ganz unvergleichlich viel schwereren Versuchungen, die dieser Beruf mit sich bringt, und die sonstigen Bedingungen journalistischen Wirkens in der Gegenwart erzeugen jene Folgen, welche das Publikum gewöhnt haben, die Presse mit einer Mischung von Verachtung und – jämmerlicher Feigheit zu betrachten" (Weber 1987, S. 29).

Max Weber nimmt die Journalisten also in Schutz, indem er behauptet, daß sie aus Sicht der allgemeinen Moral keineswegs schlimmer, sondern sogar besser seien als beispielsweise die Wissenschaftler. Dagegen will ich meinen Journalistenberuf verteidigen, indem ich zu zeigen versuche, daß die von Weber erwähnten "Versuchungen" nicht nur mit den von ihm angedeuteten Arbeitsbedingungen in einem kommerziellen Mediensystem zusammenhängen, sondern auch mit der gesellschaftlich generierten Aufgabe, um deren optimaler Erfüllung willen sich der Journalistenberuf am Anfang der Neuzeit herausgebildet hat. Ich will also plausibel machen, daß es sich bei diesen "Versuchungen" nicht notwendig nur um anrühige Motive wie persönliche Eitelkeit oder Raffgier drehen muß, sondern daß es sich auch um professionelle Verpflichtungen handeln kann.

Welche Vorwürfe sind es nun konkret, die gegen die Journalisten erhoben werden? Aus welchen Facetten der Mißachtung setzt sich ihr geringes Ansehen zusammen? Da Journalisten für unmoralisch gehalten werden, seitdem es diesen Beruf gibt, bietet sich ein Rückblick auf die Spitzenleistungen der Journalistenschmähung in der Geschichte an, um diese Frage zu beantworten.

1852 bringt Gustav Freytag sein Lustspiel "Die Journalisten" in Breslau auf die Bühne. Besonders eine schmachliche Unart läßt Freytag seine Negativfigur Schmock verkörpern, die seitdem sprichwörtlich für das Fragwürdige, Haltlose des Journalistenberufs geworden ist. Im zehnten Auftritt des zweiten Aufzugs brüstet sich dieser Schmock seines *Opportunismus*: "Ich

habe [...] gelernt, in allen Richtungen zu schreiben. Ich habe geschrieben links und wieder rechts. Ich kann schreiben nach jeder Richtung." Einen wesentlichen Teil der Charakterlosigkeit, die den Journalisten traditionellerweise vorgeworfen wird, macht zweifellos der Mangel an fester Gesinnung aus, typischerweise mit der oft schon vorauseilenden Bereitwilligkeit verbunden, die eigene Fahne in den gerade herrschenden Wind zu hängen.

Ebenfalls bis in 19. Jahrhundert und länger läßt sich die Schmähung einer zweiten Facette vermeintlicher journalistischer Charakterlosigkeit zurückverfolgen, die offenbar besonders politischen Autoritäten auf die Nerven geht. Auf die Gleichsetzung der Journalisten mit unappetitlichen Tieren, wie sie in der Bundesrepublik Deutschland im gesamten Parteienspektrum vorgekommen ist, war man damals allerdings noch nicht gekommen, jedenfalls nicht in öffentlichen Äußerungen. 1850 erklärte das preußische Staatsministerium noch vergleichsweise vorsichtig in einem Bericht: "Leute ohne Beruf und ohne Befähigung, die Dolmetscher der öffentlichen Meinung zu sein, haben [...] aus ihrem eigensüchtigen Standpunkte kein Reizmittel verschmäht, den Kreis der Leser zu erweitern. Die Regeln der Schicklichkeit sind nicht mehr eine Grenze, deren Überschreitung man scheuen zu müssen glaubt" (zit. nach Koszyk 1966, S. 148).

Verletzung der Schicklichkeit, Verletzung der Privatsphäre von Politikern und anderer Prominenz, deren Intimstes an die Öffentlichkeit gezerrt wird, um die vorzivilisatorische Schaulust des Publikums zu bedienen und so die Auflage zu erhöhen: Ähnlich wie die preußische Regierung, nur schärfer, geißelt eineinhalb Jahrhunderte später ein ostdeutscher Bürgerrechtler und bündnisgrüner Bundestagsabgeordneter wie Konrad Weiß den journalistischen *Voyeurismus*. 1993 hat er beklagt,

"daß Persönliches ungehemmt öffentlich wird. [...] Viele Journalisten beherrschen zwar ihr Handwerkszeug brillant, aber das Ethos des Berufes ist ihnen abhanden gekommen. [...] Anstatt die Unterhosen des Ministerpräsidenten oder den Kontostand des Gewerkschaftsbosses zu ignorieren, stürzen sich Leser und Zuschauer gierig auf die dümmsten Petitesse. Gegen eine Falschmeldung kann man sich kaum, gegen eine Verleumdung überhaupt nicht wehren. Als Politiker gar ist man Freiwild" (Weiß 1993).

Bemerkenswert, daß die Journalisten hier immerhin mit Jagdhunden und nicht mit Schweinen, Ratten oder Schmeißfliegen verglichen werden. Bemerkenswert aber auch, daß der journalistische Voyeurismus als Ergebnis eines Verfalls der publizistischen Berufsmoral interpretiert wird. Angesichts der langen Tradition von Journalismus-Schmähungen, der sich Konrad Weiß wohl kaum bewußt war, entbehrt das nicht eines Zuges kulturpessimistischer Geschichtsblindheit.

Das Dritte, was typischerweise an den Journalisten ausgesetzt wird, ist ihre Negativität und Destruktivität. Anstatt an Aufbau und Zusammenhalt des Gemeinwesens positiv mitzuwirken, zersetzen und zerstören sie diesem überkommenen Stereotyp zufolge durch überscharfe Kritik, was andere im Schweiß ihres Angesichts gedacht und geschaffen haben. Wohl auch eingedenk dieser Neigung zum intellektuellen *Nihilismus* haben Lenin, Stalin und

Honecker von den Journalisten ausdrücklich verlangt, sie sollten als "Organisatoren, Ideologen und kollektive Propagandisten" (Geißler 1986) das historische Werk des Sozialismus produktiv vollenden helfen. Und nicht nur die Nationalsozialisten haben von den Journalisten mit physischem und psychischem Nachdruck erwartet, daß sie das Vaterland im Kampf gegen äußere Feinde unterstützen und der "Volksgemeinschaft" dienen.

Weil bei sehr starkem Nachdruck viele Journalisten solchen Erwartungen entsprechen, kann sich der Spieß in zugespitzten Situationen auch umdrehen, so daß die Presse plötzlich zur Abwehr einer Kritik, die sie an ihre professionellen Traditionen erinnern will, den Vorwurf der Destruktivität erhebt.

Auch dafür ein Beispiel: Im Februar 1915 hielt Karl Bücher, Nationalökonom von Weltgeltung und Gründer des ersten Instituts für Zeitungskunde an einer deutschen Universität, in Leipzig einen Vortrag "Der Krieg und die Presse". Darin formulierte Bücher eine scharfe Kritik am propagandistischen Tenor der Presseberichterstattung in allen kriegführenden Ländern. "Über das Verhalten der deutschen Tagespresse zu den Kriegsereignissen" führte Bücher aus:

"Man kann und wird gewiß gern zugeben, daß sie, verglichen mit England, Frankreich, Belgien und Rußland, im ganzen sich würdig hält und daß ihre eigenen Leistungen turmhoch emporragen über die des feindlichen Blätterwaldes. Aber es ziemt sich, daß wir über dem Balken in des Bruders Auge nicht den Splitter im eigenen übersehen. Wundern können wir uns am Ende nicht, daß manche Zeitungen die feindlichen Herausforderungen mit gleicher Münze glaubten heimzahlen zu müssen. Ja es gibt Blätter, die an Verhetzung und Herabsetzung unserer Gegner so Unglaubliches geleistet haben, daß unsere Krieger vor der Front sich gegen diesen Ton ernstlich verwahrt haben" (Bücher 1926, S. 298).

Von den Verbänden der Verleger und Journalisten wurde diese im Namen der Wahrheit und des publizistischen Berufsethos ausgesprochene Kritik eines aus dem Redakteurberuf hervorgegangenen Wissenschaftlers mit eben jener Entrüstung über den Geist der Zersetzung zurückgewiesen, die sich sonst in der üblichen Schmähung des intellektuellen Nihilismus der Journalisten findet. Büchers Kritik am patriotischen Propagandaton der deutschen Presse beweise

"einen Mangel an Nachdenken, an Logik und damit an Kultur, der bei einem deutschen Jugendbildner doppelschmerzlich überraschen muß, als dieser Mann sogar berufen ist, junge Leute auf den Journalistenberuf vorzubereiten! Hoffentlich wird die sächsische Regierung Veranlassung nehmen, sich diese Blüte der Kultur des grünen Tisches etwas näher anzusehen und den Herrn verhindern, weiteres Unheil anzurichten, denn sein Verhalten in diesen schweren Zeiten ist wahrlich nicht weit vom *Vaterlandsverrat* entfernt" (Bücher 1926, S. 332).

Die denunziatorische Anbiederung bei der staatlichen Autorität läßt deutlich erkennen, daß es sich hier um eine typische Projektion handelt. Destruktivität, Opportunismus und besonders Voyeurismus von Journalisten werden seit jeher mit Motiven wie Gewinn- oder Geltungssucht in Zusammenhang gebracht, also als Ausdruck allgemeiner Unmoral interpretiert. Diese

Interpretation muß nicht grundsätzlich falsch sein. Ich möchte aber zeigen, daß diese Schwächen, wenn es denn welche sind, jedenfalls teilweise auch mit der professionellen Mentalität und "Moralität" des Journalistenberufs, also mit der "journalistischen Kultur" zu tun haben können.

## 2. Öffentlichkeit als journalistische Aufgabe

Das Ethos eines Berufs und die mit ihm verbundene professionelle Mentalität speisen sich aus seiner Aufgabe. Was also ist die Aufgabe des Journalismus?

Der Journalistenberuf ist erst mit der Neuzeit entstanden. Es liegt daher nahe, daß auch die Aufgabe, zu deren Erfüllung dieser Beruf eigens da ist, auf den sozialen Wandel zur Moderne hin zurückgeht. In der mittelalterlichen Gesellschaft gab es diese Aufgabe noch nicht oder erst in Ansätzen. Wir müssen uns also einen Augenblick der Entstehung der modernen Gesellschaft und deren strukturellen Besonderheiten zuwenden.

Die Intensivierung und Ausweitung des Warenaustausches, vor allem aber der mittlerweile erreichte Grad der Arbeitsteilung und funktionalen Differenzierung (Simmel 1890; Durkheim 1930) machten es an der Schwelle zur Neuzeit und mit fortschreitender Modernisierung in zunehmendem Maße notwendig, daß zunächst die Kaufleute und Fürsten, in späteren Entwicklungsphasen der Moderne alle Wirtschaftssubjekte und Bürger sich über Zustände und Ereignisse informieren können, die außerhalb des Horizonts ihrer unmittelbaren Wahrnehmung liegen. Wie andere gesellschaftliche Funktionen war auch diese zwar in vor-modernen Gesellschaften nicht einfach unerfüllt geblieben, denn Erfahrungswissen wurde auch schon damals von Mund zu Mund weitergegeben, ein freilich langsamer und den Inhalt der weitergegebenen Kunde deformierender Prozeß. Um ihn effektiver zu gestalten, d.h. die Wirtschaftssubjekte und Bürger möglichst schnell und möglichst unverzerrt mit den Kenntnissen zu versorgen, die sie für das Leben in einer komplexen Gesellschaft brauchen, wurde nun aber eine auf diese Funktion spezialisierte *Institution* notwendig.

Moderne Gesellschaften brauchen offenbar eine Institution, die dazu da ist, die mit ihrer hochgradigen Komplexität vermachte Begrenztheit des Erfahrungs-, Wissens- und Interessenshorizonts ihrer Subjekte aufzuheben, indem sie alle vorhandenen Erfahrungen, Erkenntnisse und Interessen allgemein bekannt macht und zueinander vermittelt. Es liegt nahe, diese Institution *Öffentlichkeit* zu nennen. Komplexe Gesellschaften brauchen Öffentlichkeit, weil sie sich sonst nicht selbst regulieren und nicht ihre Probleme verarbeiten könnten. (Was modernen Gesellschaften blüht, denen es an Öffentlichkeit mangelt, hat der Zusammenbruch des "real existierenden Sozialismus" gezeigt). Und auch die Individuen komplexer Gesellschaften wären selbst dann auf Öffentlichkeit angewiesen, wenn sie nur in bezug auf sich selbst handeln müßten, weil sie sonst vom vorhandenen gesellschaftlichen Reichtum an Erfahrung und Erkenntnis keinen Gebrauch machen könnten.

Sowohl Jürgen Habermas als auch Friedhelm Neidhardt und Jürgen Gerhards schreiben der Öffentlichkeit primär eine politische Funktion zu. Der eine in einem idealisierenden Rückblick auf die Aufklärungsepoche, als Öffentlichkeit die Kraft gehabt habe, den Staat an das Allgemeinwohl zu binden (Habermas 1962); die anderen in einer systemtheoretischen Variante, die Öffentlichkeit als Mittlerin zwischen diversen Teilsystemen der Gesellschaft wie Wirtschaft, Kultur, Sport usw. und dem ihnen übergeordneten Teilsystem Politik bestimmt (Gerhards/Neidhardt 1991). Dagegen begreife ich Öffentlichkeit nicht als Mittlerin zwischen einem besonders wichtigen und vielen weniger wichtigen Teilsystemen, sondern, um einmal in der systemtheoretischen Terminologie zu bleiben, als Mittlerin aller Teilsysteme der Gesellschaft untereinander. Wirtschaft und Kultur, Wirtschaft und Sport, Kultur und Sport usw. müssen auch ohne den Umweg über die Politik voneinander erfahren und miteinander kommunizieren können, damit ein Optimum an gesellschaftlicher Problemlösungskapazität erreicht wird. Ein Grund für diesen "unpolitischen" Öffentlichkeitsbegriff ist die empirisch genährte Befürchtung, daß eine ausdrücklich als politische Institution verstandene Öffentlichkeit allzu leicht die für die Mittlerrolle notwendige Offenheit gegenüber den anderen Teilsystemen verliert.

Konstitutiv für jeden Begriff von Öffentlichkeit ist das Attribut "offen". Offen ist etwas, wenn Blockierungen oder Barrieren *nicht* da sind und deshalb Zugang möglich ist. Auch Öffentlichkeit ist deshalb zunächst nur ein vom Gegenteil aus, ex negativo zu bestimmender Begriff, wohl der wichtigste Grund, warum wir uns mit einer klaren Definition so schwer tun und aus kommunikationstheoretischer – natürlich nicht aus der hier eingenommenen gesellschaftstheoretischen – Perspektive sogar vorgeschlagen wird, diesen Begriff ganz aufzugeben (Westerbarkey 1995). Öffentlichkeit meint zunächst nicht anderes als das Fehlen von Blockierungen und Barrieren in der Sphäre der gesellschaftlichen Kommunikation. Prinzipiell darf keine soziale Gruppe, ja nicht einmal ein Individuum, aber auch kein Gegenstand, kein Thema, kein Problem von ihr ausgeschlossen sein, wenn sie die Aufgabe der integrativen, zwar nicht vereinheitlichenden, aber vereinigenden Überwölbung von isolierender Komplexität erfüllen können soll.

Freilich: In der gesellschaftlichen Realität der Moderne ist die Parzellierung und Isoliertheit der gegebene Zustand. Öffentlichkeit kann also nicht allein durch Aufheben von Blockierungen und Einreißen von Barrieren entstehen, sondern sie bedarf der konstruktiven Aktivität. Sie muß hergestellt werden. Die Herstellung von Öffentlichkeit ist die konstitutive Aufgabe des Journalistenberufs.

Mit den Medientechniken der massenweisen Vervielfältigung und Distanzüberbrückung sind seit der Erfindung des Buchdrucks die notwendigen materiellen Voraussetzungen für die Produktion von Öffentlichkeit gegeben. Hinreichend für deren Entstehung sind diese Techniken jedoch nicht, es bedarf dazu außerdem eines speziellen gestalterischen Wollens und Könnens, das sich auf das Auffinden und Auswählen der öffentlich

zu kommunizierenden Inhalte und die dafür geeigneten Darstellungsformen richtet. Das Bündel dieser Motive, Kenntnisse und Fähigkeiten macht den Journalistenberuf aus.

### 3. Grundelemente professioneller Mentalität im Journalismus

Was folgt aus der konstitutiven Aufgabe ihres Berufs für die professionelle Mentalität von Journalisten?

Auch wenn die Herstellung von Öffentlichkeit konstruktive Kompetenzen erfordert, gehört zum journalistischen Selbstverständnis immer etwas von jener nur negativ beschreibbaren *Offenheit*, die am Öffentlichkeitsbegriff haftet. Wenn Öffentlichkeit zunächst die Abwesenheit von Blockierungen und Barrieren bedeutet, so daß keine soziale Gruppe, kein Gegenstand, kein Interesse von der gesellschaftlichen Kommunikation ausgeschlossen ist, dann dürfen auch diejenigen, die Öffentlichkeit herzustellen haben, sich nicht dagegen sperren, im Prinzip alle sozialen Gruppen, alle Gegenstände, alle Interessen zur Kenntnis zu nehmen. Die journalistische Aufgabe verlangt also ein Optimum an vorurteilsfreier Wahrnehmung, an Zuhörenkönnen, an Beobachtungssensibilität in jeder Situation und gegenüber jeder Person. Ein Journalist, für den das Beharren auf einer bestimmten politischen Position das A und O bei der Arbeit wäre, könnte kaum unabhängig und allseits akzeptabel, also öffentlichkeitswirksam, über das politische Geschehen insgesamt informieren.

Selbst Friedrich Engels und Karl Marx, genuine Journalisten, wenn sie überhaupt einen Beruf hatten, waren sich darin einig, nur eine Zeitung herausgeben zu wollen, die sich nicht an die Positionen der Arbeiterpartei hätte binden und die sogar finanziell von ihr hätte unabhängig sein müssen (Fetscher 1969). Wenn Journalisten auf ihre Flexibilität stolz sind, hat das also gute Gründe.

Neben die nur negativ zu bestimmende Offenheit tritt als zweites Hauptelement journalistischer Mentalität der durchaus positiv bestimmbare, weil auf ein klares Ziel gerichtet, schon im Wort "Journalismus" anklingende Drang zum *An-den-Tag-bringen*, zum Publizieren. Wenn die professionelle Aufgabe in der Herstellung von Öffentlichkeit besteht, dann muß das journalistische Grundgebot heißen: Veröffentliche!

Für Journalisten müssen also die Gründe, die gegen das Publizieren sprechen, beispielsweise die mögliche Verletzung der Würde einer dargestellten Person, besonders stark sein, um das grundlegende Veröffentlichungsgebot zu übertrumpfen. Und das Verschweigen, das Zuwenig-publizieren, auch wenn es durch berufsfremde Umstände wie Zensur erzwungen wird, ist tendenziell ein stärkerer Verstoß gegen das journalistische Berufsethos als das Zuviel-veröffentlichen von Überflüssigem oder Schädlichem.

Die Grundnorm des Journalistenberufs lautet also nicht: Drucke oder sende, was dem Publikum frommt und gut tut. Solche Grundgebote haben andere Berufe, etwa die Pädagogen, zu berücksichtigen. Sondern das erste professionelle Gebot im Journalismus lautet: Drucke

oder sende! Im Gegensatz zum Pädagogen muß der Journalist von vornherein Vertrauen in die Mündigkeit seines Publikums haben, das er mit der ungeschminkten Wahrheit konfrontieren darf.

Das ist das Stichwort für ein drittes Grundelement journalistischer Mentalität. Natürlich geht es nicht darum, alles und jedes in beliebiger Weise zu publizieren, sondern Journalisten haben professionelle Qualitätskriterien zu erfüllen. Dazu gehören Aktualität, Verständlichkeit und Vielfalt (Universalität), ein auf das ganze journalistische Produkt bezogener Standard. Die wichtigste Qualitätsdimension ist aber nach wie vor die *Wahrheit*, die sich aus einer Reihe mehr oder weniger problematischer Einzelqualitäten wie Richtigkeit, Wahrhaftigkeit (im Sinne der Deklaration von Wahrheitsbeeinträchtigungen) oder Vollständigkeit (andere sagen hier lieber: Relevanz) zusammensetzt. Wenn ich den emphatischen Begriff Wahrheit zu benutzen wage, setze ich voraus, daß damit nur ein prinzipiell unvollendbarer Prozeß gemeint sein kann, keine wie auch immer beschaffene Substanz, die man ein für alle Mal besitzen und schwarz auf weiß nach Hause tragen könnte.

Erst aus dem Qualitätsanspruch auf Wahrheit, der den Konsens aller – also auch unterprivilegierter Minderheiten und Außenseiter, an denen korrekturbedürftige Fehlentwicklungen oft besonders früh kenntlich werden – im Auge behalten muß, erwächst für den Journalismus die Pflicht zur Distanz von der Herrschaftselite. In deren Auseinandersetzungen ("Politik") geht es nämlich weniger um das knappe Gut der Wahrheit als um das noch knappere Gut der Macht. Politiker haben deshalb ein geringeres Interesse als Journalisten, soziale Probleme, an deren Lösung sich ihre Kompetenz zu erweisen hätte, öffentlich werden zu lassen.

Was Gesellschaften blüht, deren Journalisten sich zu sehr von den professionellen Grundsätzen der Wahrheit und der rationalen Macht- und Ideologiekritik entfernen, hat wiederum der Zusammenbruch der sozialistischen Gesellschaften Osteuropas gezeigt, deren öffentlicher Kommunikation diese Qualität in eklatanter Weise gefehlt hat. Unwahr war der realsozialistische Journalismus übrigens nicht, weil es ihm an Richtigkeit gemangelt hätte. Direkt gelogen wurde selten. Unwahr war dieser Journalismus vor allem, weil es ihm an Vollständigkeit (oder Relevanz) mangelte, weil er sich aufgrund seiner Lenkung durch die politische Elite einer hochgradigen Selektivität befleißigte, die alles Problematische der eigenen Gesellschaft aussparte, das die Kompetenz der Herrschenden hätte in Frage stellen können.

#### 4. Unmoral als Berufsethos

Was Journalisten seit jeher als Unmoral vorgeworfen wird, erscheint in einem helleren Licht, wenn man es von der Aufgabe aus betrachtet, die der Beruf zu erfüllen hat.

Beginnen wir wieder mit dem Opportunismus: Was als Indifferenz, als notorischer Mangel an fester Gesinnung geschmäht wird, erscheint als *Offenheit und Unvoreingenommenheit*, wenn man bedenkt, daß Journalisten komplexitätsübergreifende

Öffentlichkeit herzustellen haben. Wer bornierte Erfahrungen, Interessen, Positionen zueinander vermitteln will, der muß nicht nur bereit und in der Lage sein, sie alle zur Kenntnis zu nehmen, sondern er muß ihnen allen auch die Chance geben (können), sich gegenüber einem Publikum verständlich zu artikulieren und – wenn nötig streitend – miteinander zu kommunizieren. Dafür wäre es hinderlich, selbst dogmatisch, mit dem Anspruch auf Objektivität eine der in Frage kommenden Positionen zu beziehen: erstens, weil das die Offenheit der eigenen Ohren und Augen gefährden würde, und zweitens, weil der Journalist damit den Respekt vor der Mündigkeit des Publikums vermissen lassen würde. Sicher ist diese Komponente journalistischer Mentalität bei Redakteuren der Forums-Presse oder binnenpluraler Rundfunkprogramme stärker ausgeprägt als bei gelernten Kommentatoren. Gleichwohl sind auch letztere gehalten, dem Leser oder Hörer ein eigenes Urteil zuzutrauen, beispielsweise indem sie die Subjektivität der dargebotenen Meinung auch deutlich werden lassen. Die notorische Scheu, die viele Journalisten vor dem Position-beziehen, dem festen Urteil, dem Belehren-wollen pflegen, mag sich einerseits zur neurotischen *déformation professionnelle* auswachsen, andererseits ermöglicht sie ihnen jenen Sinn für Pluralität, der eine Voraussetzung ist, damit sie ihrem für das Individuum und die Gesellschaft gleichermaßen wichtigen Geschäft der Vermittlung nachgehen können. Paradox formuliert: Die Prinzipienlosigkeit ist das Prinzip des Vermittelns.

Ähnlich verhält es sich mit dem Voyeurismus, der Journalisten nachgesagt wird. Oft mag er tatsächlich mit der Spekulation von Medienunternehmern auf die biologisch verankerte und deshalb besonders verlässliche Lust des Publikums am sensationellen Entblößen von Intimitäten und Schwächen anderer zu tun haben. Aber kommerzielles Kalkül und an der Öffentlichkeitsaufgabe orientierte journalistische Mentalität widersprechen sich nicht prinzipiell, sie haben auch Gemeinsamkeiten. Z.B. hinsichtlich der grundlegenden *Pflicht zum Veröffentlichen* und der sich daraus ergebenden Haltung des An-den-Tag-bringen-wollens. Dazu gehört nämlich auch das Tabu-brechen-wollen, da Mißstände und Fehlleistungen, die der Öffentlichkeit bedürfen, um bearbeitet und korrigiert zu werden, nicht selten durch Tabus verborgen (gehalten) werden – möglicherweise dieselben Tabus, die die Privatsphäre des Individuums schützen. Was aus allgemeiner Sicht als voyeuristischer Journalismus erscheinen mag, kann im Sinne des An-den-Tag-bringens von bearbeitungsbedürftigen Zuständen also durchaus produktiv und notwendig sein.

"Es läßt sich keine klare Grenze zwischen öffentlichem Auftreten und dem Privatleben eines Politikers ziehen. Schon jetzt wird aus der Umgebung von Steinkühler versucht, seinen Aktienkauf als Privatangelegenheit herunterzuspielen. [...] Skandale und Affären haben in der Phase ihres Bekanntwerdens immer einen irrationalen Zug. Journalisten sitzen oft auf Dokumenten, die Hinweise auf eine Affäre geben, aber nicht alle Details ausleuchten" (Larass 1993).

Was würde geschehen, wenn ein Pressegesetz wegen solcher Zweifel das Publizieren erschweren oder ganz unterbinden würde: "Eine Wolke des Schweigens und Verschweigens würde